

# Trophäen als Beitrag zum Naturschutz?

Jagdtourismus könnte unter bestimmten Voraussetzungen zum Erhalt von Schutzgebieten beitragen

VON ROLAND KNAUER

**Trophäenjäger als Naturschützer – dieser Gedanke klingt für viele Menschen so absurd, dass sie darüber gar nicht weiter nachdenken. Auch der Geschäftsführer der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt (ZGF) Christof Schenck zieht ganz klar Nationalparks vor, sagt aber auch: „Ohne Jagdtourismus würden wir einige fantastische Naturregionen opfern müssen, die wir unbedingt erhalten wollen.“ Das leichte Stocken in der Stimme zeigt, wie schwer ihm dieser Satz fällt.**

Der North Luangwa-Nationalpark in Sambia ist mit 4600 Quadratkilometern knapp doppelt so groß wie das Saarland. Um ihn herum liegt eine 17.400 Quadratkilometer große Pufferzone, für die Jagdlizenzen vergeben werden. Ähnlich ist die Situation im Selous-Nationalpark im benachbarten Tansania, der mit einer Fläche von 55.000 Quadratkilometern deutlich größer als die Schweiz ist. Ganze 3000 Quadratkilometer sind Foto-Touristen vorbehalten, auf dem großen Rest darf mit Lizenz gejagt werden. Die tansanischen Behörden haben gute Gründe für diese Aufteilung: Von den 16 Nationalparks im Land leben ganze zwei gut von Touristen, die nur mit Kameras bewaffnet sind. Die anderen 14 sind entweder zu groß oder zu schwer zu erreichen oder beides, um mit dieser Klientel genug Geld zu verdienen.

Wissenschaftler aus Göttingen sprechen sich für ein Zertifikat für nachhaltige Jagd aus.

Der Fotosafari-Tourismus in Nationalparks wie North Luangwa funktioniert aus Sicht des Naturschutzes zwar gut, weil diese abgelegene Region auch aufgrund der hohen Kosten nur wenige Touristen erreichen. Ganz anders sieht es aber im Masai Mara Schutzgebiet ganz im Süden Kenias aus. Denn eine Safari gehört längst auch für Strandurlaubler zum Standard-Programm. Jeden Tag fahren einige Dutzend Kleinbusse durch die Savanne. Der Stress für die Tiere ist groß, wenn sich die Touristen etwa um ein Straußennest versammeln. Lange hält der Vogel dieses Spektakel nicht aus, bald gibt er die Brut auf.



Elefanten sind ein begehrtes Fotomotiv für Safari-Touristen in Naturparks.

FOTO: DPA

Auch in der Serengeti Tansanias bommt der Foto-Tourismus. „Um einen einzigen Leopard stehen manchmal 30 oder 40 Fahrzeuge mit Touristen“, berichtet Christof Schenck. Ans Jagen braucht dieser Leopard nicht mehr zu denken. Immerhin machen die Touristen zwischen 11.30 Uhr und 15 Uhr meist Mittagspause – und manches Raubtier verlegt seine Jagd in diese ruhige Zeit.

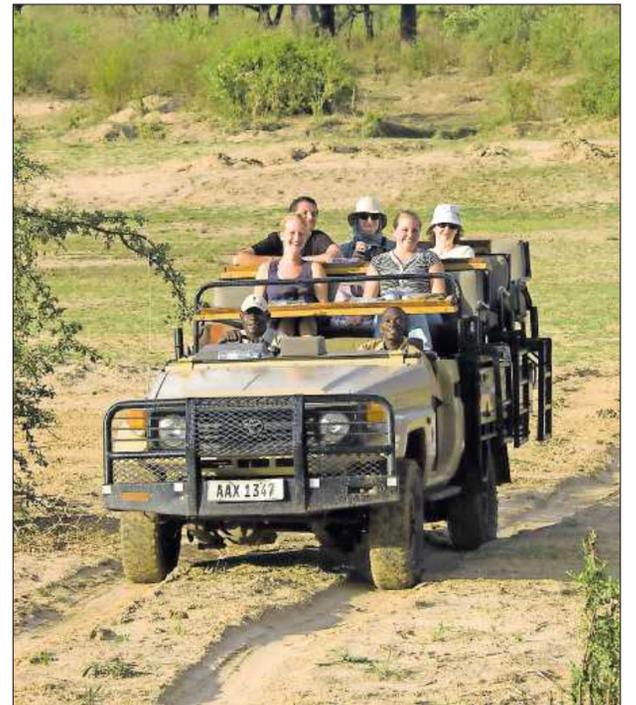
Damit aber gehen zum Beispiel Geparden ein hohes Risiko ein. Die schnellen Sprinter müssen ihre Beute rasch erwischen, weil ihr Organismus sonst heißlaufen würde. In der Mittagshitze verschärft sich diese Situation weiter. Im Masai-Mara-Schutzgebiet zeigen sich die Folgen eines solchen überbordenden Tourismus bereits, dort gibt es mancherorts heute 70 Prozent weniger Tiere als vor dem Boom. Ein Allheilmittel sind Foto-Safaris für den Naturschutz also nicht. Schon eher nützen sie der Wirt-

schaft: Auf 100 Touristen kommen in einer hochklassigen Lodge 300 Angestellte, von denen etliche ihre Familie im Schlepptau haben. Genau genommen handelt es sich also schon längst nicht mehr um eine Lodge, sondern um eine Siedlung, die oft mitten im Schutzgebiet liegt. Jeder Einwohner braucht Essen, Kleidung und etliches mehr, die Kinder sollen in die Schule gehen. Das kann der Natur schaden, lässt aber die Wirtschaft boomten.

Darauf sind Länder angewiesen, in denen die Bevölkerung und gleichzeitig die Ansprüche jedes Einzelnen wachsen. Fehlen in abgelegenen Regionen die Fototouristen, verliert ein Schutzgebiet für die Einheimischen erheblich an Wert und der Druck steigt, es anderweitig zu nutzen. Dort könnte das Vieh weiden oder man könnte Äcker anlegen und Häuser bauen, die mit Straßen erschlossen werden. „Dieser Kulturlandschaft fällt die Natur zum Opfer“, erklärt

Schenck. Da beißen einige Naturschützer dann doch lieber in den sauren Apfel namens „Trophäenjagd“. „Immerhin ist ein Jäger für einen in freier Wildbahn erlegten Löwen rund 20 Tage unterwegs und gibt dafür insgesamt rund 60.000 bis 80.000 US-Dollar aus“, erklärt der Chefredakteur der Zeitschrift „Rheinisch-Westfälischer Jäger“, Matthias Kruse, der selbst regelmäßig in Afrika auf die Jagd geht. Das ist eine Menge Geld, das einen vergleichsweise geringen ökologischen Fußabdruck hinterlässt.

Nur gibt es leider in der Branche auch schwarze Schafe, denen es ums Geld, nicht aber um Nachhaltigkeit geht. „Auch kennzeichnen gerade die begehrtesten Trophäen von der großen Mähne eines Löwen bis zum langen Stoßzahn eines Elefanten normalerweise die stärksten Tiere, die für die Art besonders wichtig sind“, wirft Schenck einen grundsätzlichen Vorbehalt ein.



Zu viele Fahrzeuge mit Besuchern bedeuten Stress für die Tiere. FOTO: KNAUER

Thomas Wanger und Teja Tscharnitzke von der Universität Göttingen schlagen mit ihren Kollegen in der Zeitschrift „Nature Ecology and Evolution“ daher ein Ökolabel für nachhaltige Jagd vor, die der Bevölkerung und dem Naturschutz gleichermaßen zugute kommt. Damit rennen die Forscher bei Matthias Kruse offene Türen ein. Er ist Sprecher einer Gruppe afrikanischer Berufsjäger, die mit dem „Erongo Verzeichnis für afrikanisches Jagdwild“ für eine nachhaltige Jagd werben. Ganz wichtig ist es für diese Gruppe, nur Tiere zu jagen, die sich bereits gut vermehren konnten. Denn ein alter Löwe kann sich ohnehin nicht mehr gegen jüngere Rivalen durchsetzen und hat bei den Löwinen daher keine Chancen mehr.

Würden die Jäger dagegen den Führer des Rudels schießen, verurteilen sie damit auch alle Junglöwen dieser Gruppe zum Tod: Der neue Chef wird als erstes den gesamten Nachwuchs

umbringen, damit die Löwin danach seine eigenen Jungen austragen kann. In ihrem Erongo-Verzeichnis beschreiben die Jäger daher genau, wie man diese „reifen Trophäenträger“ erkennt. „Schlecht zerkaute Pflanzenfasern im Kot sind typisch für alte Elefanten mit stark abgenutzten Zähnen, die sowieso kurz vor dem natürlichen Tod stehen“, erklärt Matthias Kruse. Bei Kaffern-Büffeln wiederum wachsen bei älteren Semestern die beiden Hornteile über der Stirn zu einem Helm zusammen, während bei den vor Kraft strotzenden Jungbullen noch eine Furche beide Hörner voneinander trennt.

Mit solchen Kriterien, zu denen auch der strenge Schutz bedrohter Arten und das Einhalten bestimmter Quoten gehört, wollen diese Trophäenjäger ebenfalls ihren Beitrag zum Naturschutz leisten – auch wenn Naturschützer dabei mit den Zähnen knirschen.

## Das Krokodil in der Kirche

Wie scheinbar skurrile Objekte in Gotteshäuser kamen

VON CHRISTIANE LAUDAGE

**Seit 500 Jahren wird in der Wallfahrtskirche Madonna delle Lacrime im norditalienischen Ponte Nossese ein Krokodil verwahrt. Ein Krokodil in der Kirche? Kein Einzelfall, weiß der Kunsthistoriker Philippe Cordez, der sich mit Schätzen in mittelalterlichen Kirchen beschäftigt hat. Ob Straußeneier und Kokosnüsse, vermeintliche Knochen von Riesen oder Greifenklauen – in den mittelalterlichen Kirchen Europas fanden sich immer wieder besondere Objekte, die die Menschen zum Staunen anregen, Glaubensgut vermitteln oder den Triumph des Christentums darstellen sollten.**

Im Santuario della Beata Vergine Maria delle Grazie in der Nähe von Parma hängt ebenfalls ein ausgestopftes Krokodil wie auch in Santa Maria delle Vergini im mittelitalienischen Macerata. Ähnlich wie in Ponte Nossese ist damit eine Legende um die wunderbare Errettung durch die Anrufung der Muttergottes verbunden oder der vage Hinweis, ein Kreuzfahrer habe das Krokodil mitgebracht.

Philippe Cordez kennt solche Geschichten. Denn im Zusammenhang mit seinen Forschungen ist er immer wieder auf Überreste von Krokodilen und Riesenschlangen in Kirchen gestoßen. Ihre Funktion: Sie sollten die Gefahren deutlich machen, die Reisende in der Ferne bewältigt hatten oder das Thema vom Kampf gegen das Böse und vom Triumph des Christentums symbolisieren. Im 16. Jahrhundert wurde die Ausstellung großer Reptilien in Kirchen gängige Praxis, weiß der Kunsthistoriker.

Dass es einen Unterschied zwischen Drachen und Krokodilen gab, war bekannt, aber als Wissen nicht unbedingt breit gestreut. Der Kölner Arnold von Harff stellte in den 1490er-Jahren, als er auf einer großen Wallfahrt den Vorderen Orient bereiste, fest, dass ägyptische Händler am Ufer des Nils die Häute von Krokodilen trockneten, um sie nach Europa

als Drachenhaut zu verkaufen. Er war empört – weil auch er auf diese Fälschung hereingefallen war.

Ähnlich wie Drachen waren auch Einhörner symbolträchtige Tiere, wenngleich die vielen Einhörner aus Plüsch heute anderes denken lassen. Der Dominikaner und Naturforscher Thomas von Cantimpre (1201-1270 oder 1272) setzte im Rückgriff auf überlieferte Erzählungen das Einhorn mit Christus gleich und erklärte, nur eine Jungfrau wie die Jungfrau Maria könnte es besänftigen. Der Gelehrte wollte mit diesem Gleichnis die Freuden der Jungfräulichkeit vermitteln und verwies auf ein Einhorn-Horn in einer Kirche im heute belgischen Brügge. Fakt ist allerdings, dass die allermeisten Einhorn-Hörner Zähne des arktischen Narwals waren. Die spiralförmige Form des Narwalzahns als Einhorn-Horn machte Schule – bis zum heutigen Tag, sagt Cordez.

Was man sonst noch in mittelalterlichen Kirchen bestaunen konnte? Straußeneier beispielsweise. Der franziskanische Gelehrte Bartholomäus Anglicus berichtete in den 1240er-Jahren in seinem „Buch von den Eigenheiten der Dinge“: „Man hängt sie in den Kirchen als Ornament auf, wegen ihrer Größe und Seltenheit.“ Aus den Eiern stellte man zudem – wie auch aus Kokosnüssen – Trinkgefäße für Fürsten oder Reliquiare her, um darin den himmlischen Juwelen einen ihrem Wert angemessenen Platz zu bereiten.

Ende des 16. Jahrhunderts kündigte Kardinal Gabriele Paleotti (1522-1597) an, sich in einem noch zu schreibenden Buch Gedanken darüber zu machen, ob „Rüstungen, Standarten, Galeeren, Krokodile, Hirschgeweihe, Pelikane, Straußeneier, fremdartige Tiere und solcher Art“ als Schmuck für Kirchen geeignet wären. Bereits zu dieser Zeit fanden solche Objekte nicht mehr den Weg in die Kirche, sondern bevorzugt in die Wunderkammern der Fürsten und Gelehrten, aus denen später die Museen hervorgingen. Am Anfang stand jedoch das Krokodil in der Kirche. |kna

## Plastik macht Korallen krank

Neue Studie zeigt negative Auswirkungen des Kunststoffabfalls auf das australische Great Barrier Reef

VON BARBARA BARKHAUSEN

**Erst der Klimawandel, nun der Müll: Fast 50 Prozent aller Korallen am Great Barrier Reef sind durch einen Wirbelsturm und zwei Bleichen in den vergangenen zwei Jahren abgestorben. Eine neue Studie zeigt nun: Auch der Plastikmüll im Meer macht die Tiere krank.**

Die Studie, die in der Fachzeitschrift „Science“ veröffentlicht wurde, fand gleich eine Reihe an negativen Auswirkungen: Plastiktüten, Strohhalme und Flaschen nehmen den Korallen nicht nur Licht weg, sondern setzen Gifte frei und führen zu Sauerstoffentzug. Krankheitserreger können somit leichter Fuß fassen, stellten die Wissenschaftler fest.

Nicht nur das Great Barrier Reef ist dadurch bedroht, sondern sämtliche Riffe in den Weltmeeren sind gefährdet. Vor allem vor der Küste Indonesiens stießen die Forscher auf große Mengen an Müll. Wie enorm das Problem ist, zeigen die Zahlen: Die Forscher schätzen, dass mehr als elf Milliarden Plastikstücke die Riffe in Asien und im Pazifik belasten, Tendenz stark steigend. In Gebieten mit viel Plastik könnten Korallenkrankheiten damit deutlich zunehmen.

„Wir kennen die genauen Mechanismen nicht, aber Kunststoffe sind ideale Träger für mikroskopische Organismen, die bei Kontakt mit Korallen eine Krankheit auslösen können“, sagte Joleah Lamb vom Coral Reef Studies Center der James Cook University dem australischen Sender ABC. „Kunststoffartikel, die aus Polypropylen bestehen wie Kronkorken und Zahnbürsten sind häufig von Bakterien befallen“, berichtet der Forscher. Diese würden mit einer Reihe von Korallenkrankheiten in Verbindung gebracht.

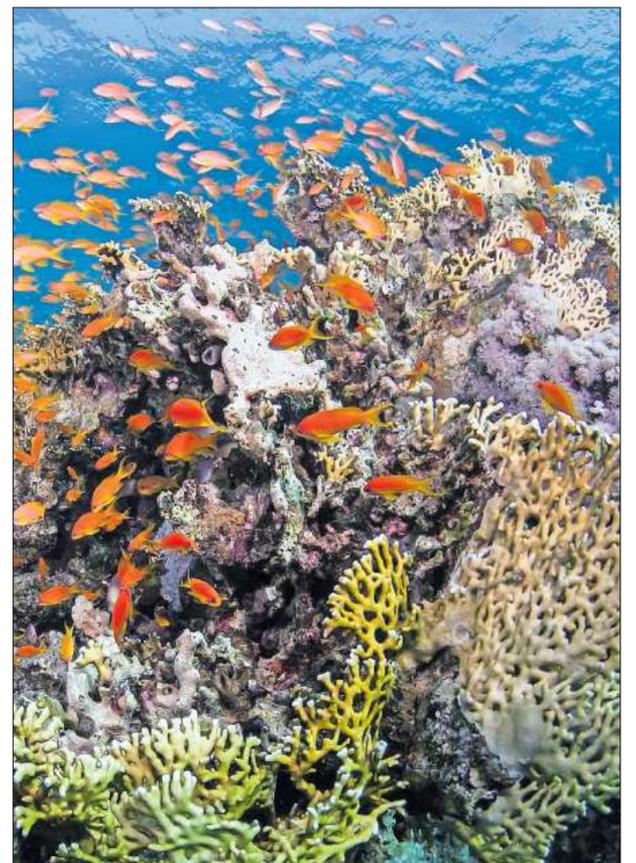
Für das australische Great Barrier Reef sind diese neuen Erkenntnisse ein weiterer Schlag. Das größte Korallenriff der Welt, das sich über 2300 Kilometer an der Küste des Bundesstaates Queensland entlangzieht, ist mit seinen 2900 Einzelriffen, 1500 Fischarten und 400 Korallentypen ein einzigartiges Weltnaturerbe. Stürme, Wasserverschmutzung und die Aus-

### ZUR SACHE

#### Hilfe fürs Riff

Derzeit werden verschiedene Ideen diskutiert und erforscht, um das Great Barrier Reef zu retten:

- **Larvensiedlung:** Die neue Methode scheint kleinere Einzelriffe wiederbeleben zu können. Erste Versuche in der Nähe der Heron Insel im südlichen Great Barrier Reef verliefen erfolgreich.
- **Tritonshornschnellen:** Die seltenen Riesenschnellen, die bis zu einem halben Meter groß werden können, verpeisen die Dornenkronenseesterne, die große Schäden am Riff anrichten. Sie werden nun gezüchtet, um dem gefräßigen Seestern zu Leibe zu rücken.
- **Korallenprothesen:** Dieses Forschungsprojekt versucht, mithilfe von 3D-Drucktechnologie künstliche Strukturen zu produzieren, die den Nesseltieren bei ihrer Entwicklung helfen. |bba



Mit umgerechnet knapp 40 Millionen Euro will die australische Regierung Maßnahmen zur Rettung des Great Barrier Reefs unterstützen. FOTO: DPA

breitung des Dornenkronenseesterns, der die Korallen abfrisst, haben das Riff in den vergangenen Jahrzehnten bereits zum Sorgenkind der Nation gemacht. Der voranschreitende Klimawandel schwächt die Korallen am Riff durch gestiegene Wassertemperaturen und die Versauerung des Meerwassers nochmals zusätzlich: Rund 49 Prozent sind in den vergangenen zwei Jahren abgestorben. Im Januar kündigte die australische

Regierung einen 60-Millionen-Dollar-Plan (fast 40 Millionen Euro) an, um das Riff zu retten. Das Geld soll beispielsweise für die Bekämpfung des Dornenkronenseesterns sowie für die Verbesserung der Wasserqualität am Riff eingesetzt werden.

Inzwischen greifen auch die Einheimischen verstärkt zu Maßnahmen, um das Riff zu retten, das weit über 60.000 Menschen Arbeit bietet und jährlich 6,4 Milliarden Dollar (rund

4,1 Milliarden Euro) zur australischen Wirtschaftsleistung beiträgt. So haben sich 30 Anbieter von Touren zum Great Barrier Reef dazu verpflichtet, keine Plastikstrohhalm mehr auszugeben. Letztere gefährden nicht nur Fische, Säugetiere und Reptilien wie zum Beispiel Schildkröten, die die Strohhalme fressen und daran qualvoll verenden, sondern wie die aktuelle Studie jetzt nachweisen konnte, eben auch die Korallen am Riff.